

Empirische Sozialforschung zur Evidenzbasierung komplexen sozialen Handelns – Handlungstheoretische und methodologische Grundlagen

Udo Kelle

■ Der folgende Beitrag der Heidelberger Fachtagung des DV Pflegewissenschaft im September 2003 beschäftigt sich mit der Evidenzbasierung von sozialpolitischen Interventionen in pflegewissenschaftlichen Handlungskontexten. Hierzu werden zunächst Probleme des Kausalitätsbegriffs und seine Beziehung zum Konzept des sozialen Handelns diskutiert. Anschließend wird die Funktion quantitativer und qualitativer Methoden in Forschungsprozessen skizziert, welche auf die Beschreibung der Ergebnisse sozialer Interventionen zielen sowie einige methodologische Regeln für die Anwendung qualitativer und quantitativer Methoden in der Evaluationsforschung formuliert.

■ The following paper presented at the Heidelberg-Congress of DV Pflegewissenschaft in september 2003 discusses different aspects of evidence based policy and intervention in the care sciences. Its first part focuses on problems of the concept of causality in relation to the concept of social action in the context of care sciences. Thereafter the role of quantitative and qualitative methods in research processes which aim at the description of social interventions will be described and some methodological rules for the application of qualitative and quantitative methods in evaluation research are outlined.

Einleitung

Der folgende Beitrag thematisiert »evidence based practice« aus der Perspektive der sozialwissenschaftlichen Methodenlehre. In kritischer Abgrenzung zu einem Verständnis von Evidenzbasierung, bei dem methodologische Konzepte aus den Naturwissenschaften einfach auf sozialwissenschaftliche Gegenstände übertragen werden sollen, sollen hierbei methodologische Konzepte auf der Grundlage einer Diskussion des Verhältnisses zwischen Gegenstandsbereich empirischer Forschung und den eingesetzten methodischen Werkzeugen erörtert werden. Nun sind zu der Frage, was Gegenstände der Sozialwissenschaften sein können, in deren Theoriegeschichte unterschiedliche Vorschläge gemacht worden. Der vorliegende Beitrag nimmt hier eine handlungstheoretische Perspektive ein, wobei der Begriff des »komplexen Handelns« als Bezugspunkt für methodologische Konzepte der Evidenzbasierung gewählt wird.

Im ersten Teil des Beitrags wird erläutert, worin die Bedeutung des Begriffs »komple-

xes Handeln« für die Evidenzbasierung in den Pflegewissenschaften liegen kann. Im zweiten Abschnitt werden die dabei angestellten handlungstheoretischen Überlegungen verbunden mit einer für die Idee der Evidenzbasierung komplexen Handelns erkenntnistheoretisch zentralen Kategorie, der Kategorie der »Kausalität«. Das Konzept der Kausalität aber bringt für die Sozialwissenschaften zahlreiche Probleme mit sich, die ihren Ausdruck nicht nur in methodologischen Debatten, sondern auch in der konkreten Praxis der Sozialforschung finden. Diese Schwierigkeiten sind allerdings notwendige Merkmale eines Gegenstandsbereichs, der nicht durch das Wirken unpersönlicher Kräfte, sondern durch soziales Handeln kompetenter, handlungs- und entscheidungsfähiger Subjekte strukturiert wird, die sich in unterschiedlichen kulturellen Kontexten bewegen.

Diese Probleme kausaler Analysen, die sich aus dem Handeln entscheidungsfähiger, interessenleiteter und kulturgebunden handelnder Akteure ergeben, setzen den quantitativen und den qualitativen Methoden der empirischen Sozialforschung je-

weils bestimmte, aber unterschiedliche Erkenntnisgrenzen. Im vierten Teil des Beitrags möchte ich drei verschiedene Möglichkeiten darstellen, wie durch eine Verbindung qualitativer und quantitativer Methoden typische, in der Forschungspraxis häufig entstehende Validitätsbedrohungen und Methodenprobleme qualitativer und quantitativer Forschung aufgedeckt und bearbeitet werden können.

1. Handlungsprobleme auf der Mikro- und Makroebene und komplexes Handeln

Ich möchte im folgenden zuerst den Begriff des komplexen Handelns in Beziehung setzen zu einer in der Soziologie gängigen und methodologisch bedeutsamen Unterscheidung zwischen Mikro- und Makroebene sozialwissenschaftlicher Beschreibung (vgl. etwa Eisenstadt, Helle 1985; Helle, Eisenstadt 1985; Collins 1987, S. 177f.; Opp 1992; S.144; Münch, Smelser 1987; Alenxander, Giesen 1987; Erzberger 1998, S. 80 ff.) und zu dem Begriff des »Handlungsproblems«.

In seiner Monographie »*Progress and its Problems*« hat der Wissenschaftshistoriker und -philosoph Larry LAUDAN materialreich die These entwickelt, dass die Entwicklung nahezu jeder wissenschaftlichen Disziplin nicht nur davon abhängt, dass es den beteiligten Wissenschaftlern gelingt, einen Gegenstandsbereich abzugrenzen, sondern auch wesentlich davon, dass relevante Probleme identifiziert werden, um deren Lösung sich die entsprechende Disziplin bemüht (Laudan 1977).

Pflegewissenschaftliche Handlungsprobleme spielen sich zunächst auf einer gesellschaftlichen *Mikroebene* ab, das heißt sie betreffen die Handlungen und Interaktionen individueller sozialer Akteure. Sie geben jedoch auch Anlaß für eine Reihe von Fragen, die allgemeinere Strukturen sozialen Handelns betreffen: Inwieweit sind beschriebene Erfahrungen verallgemeinerbar? Werden grundlegende und typische Kommunikationsprobleme zwischen verschiedenen Akteuren beschrieben? Was sind die Bedingungen, unter denen diese Probleme entstehen und in welcher Weise können sie gelöst werden? Lassen sich Strukturen entwickeln und implementieren, die die Kommunikation und Kooperation zwischen den Akteuren verbessern? Hiermit werden also Handlungsprobleme angesprochen, die nicht nur Aktionen zahlreicher individueller Akteure betreffen, sondern auch das Handeln korporativer Akteure, von Körperschaften und Organisationen unterschiedlicher Art. In Abgrenzung zur Mikroebene individuellen Handelns und sozialer Nahbeziehungen läßt sich diese Ebene sozialwissenschaftlicher Beschreibung auch als *Makroebene* bezeichnen. Die meisten pflegewissenschaftlich interessanten Handlungsprobleme, die im Kontext sozialpolitischen policy-making praktische Bedeutung erlangen, sind Probleme der Makroebene, bspw.

- Probleme der Implementierung adäquater Versorgungsstrukturen,
- die Entwicklung und Institutionalisierung von Konzepten patientenzentrierter Pflege und Versorgung bei chronischen Erkrankungen,
- die Einbeziehung von Nutzern von Pflegedienstleistungen und deren empowerment usw.

In der klassischen, von Max Weber begründeten handlungstheoretischen Perspektive erfordert die Lösung solcher

Handlungsprobleme auf der Mikro- und Makroebene *komplexes zweckrationales soziales Handeln*. »Soziales Handeln«, Handeln also, »*welches seinem von dem oder den Handelnden gemeinten Sinn nach auf das Verhalten anderer bezogen wird und daran in seinem Ablauf orientiert ist*« (Weber 1976, S. 8) ist *zweckrational* in dem Maße, in dem es anhand von Mittel-Ziel-Relationen organisiert werden kann. Je mehr dieser Mittel-Ziel-Relationen zu umfangreichen instrumentellen Ketten verknüpft werden, um übergreifende Ziele zu erreichen, desto komplexer wird zweckrationales soziales Handeln.

Eine Bearbeitung pflegerischer Handlungsprobleme auf der *Mikroebene* erfordert in der Regel ein gezieltes, oft auf das Verhalten mehrerer anderer Akteure bezogenes soziales Handeln. Dies gilt umso mehr für die Lösung von Handlungsproblemen auf der *Makroebene* – diese involvieren oftmals eine kaum überschaubare Anzahl individueller Akteure, die an sehr umfangreichen instrumentelle Handlungsketten beteiligt sind. Soziales Handeln wird also umso komplexer, je größer der Geltungsbereich der bearbeiteten Handlungsprobleme ist. Die hiermit verbundene Notwendigkeit, fremdes Handeln zu beeinflussen, wirft allerdings weitreichende Fragen auf.

2. Soziales Handeln und kausale Analyse

Diese reichen *einerseits* in den Bereich der Ethik. Unter einer ethischen Perspektive ist es schließlich nicht unproblematisch, die Handlungen fremder Akteure in eine instrumentelle Kette einzubeziehen, das heißt als Mittel zur Erreichung solcher Ziele zu nutzen, die sie selber prima facie nicht anstreben. Der kategorische Imperativ, andere Akteure »*nie allein als Mittel, sondern stets auch als Zweck zu betrachten*«, repräsentiert eine ebenso in unserer wie auch in anderen Kulturen weithin akzeptierte moralische Grundregel. Aber auch bei einer weitestgehenden Beachtung der »*Goldenen Regel*«, beim verständigungsorientierten sozialen Handeln, bei dem die Handlungsziele aller Akteure angemessene und faire Berücksichtigung finden, beeinflussen sich »*Ego*« und »*Alter*« in ihren Handlungen gegenseitig, auch wenn diese Beeinflussung mit wechselseitiger Zustimmung erfolgt.

Hiermit wird *andererseits* das *erkenntnistheoretische Problem* angesprochen, ob und wie eine solche wechselseitige Beeinflussung von Akteuren als Ursache-Wirkungs-Beziehung verstanden werden kann. Ohne hier im Detail auf die sehr umfangreiche philosophische Debatte über die Bedeutung der Kategorie der Kausalität für soziales Handeln einzugehen (vgl. hierzu Kelle 1998, S. 57 ff.), möchte ich doch kurz einige Gesichtspunkte ansprechen, die verdeutlichen, dass der Kausalitätsbegriff hier nicht nur nicht außer Acht gelassen werden darf, sondern sogar eine zentrale Bedeutung besitzt:

1. Der philosophiegeschichtliche Einfluß, der von einem an experimenteller Naturforschung orientierten Verständnis von Kausalität ausging, hat oft verdeckt, dass der Begriff ursprünglich in sozialen Kontexten gebraucht und erst dann als eine Metapher auf die Mechanik übertragen wurde (vgl. Collingwood 1937/38, S.87). Sprachgeschichtlich sind Kausalität und Handeln eng miteinander verbunden. Konzepte, wie sie zur Kennzeichnung kausaler Beziehungen in den Naturwissenschaften seit den geistesgeschichtlichen Umbrüchen der Renaissance verwendet wurden, sind aus früheren Verwendungsweisen der Kausalkategorie abgeleitet, die sich auf Handlungen von bewußten und verantwortlichen Akteuren beziehen. In den ursprünglichen akteursbezogenen Gebrauchsweisen von Ursachenwörtern wie »*bewirken*«, »*verursachen*«, »*auslösen*« usw. ist das, was verursacht, bewirkt bzw. ausgelöst wird, eine freie und intendierte Handlung. Das, was das Handeln »*veranlasst*«, »*bewirkt*« oder »*nach sich zieht*« versieht den Akteur mit einem Motiv, welches ihn in einer bestimmten Weise handeln läßt (ohne dass er allerdings im Wortsinne »*gezwungen*« wäre, so zu handeln).

2. Mehr noch als eine wissenschaftliche Beschreibung von Zusammenhängen zwischen empirischen Ereignissen verlangt alltägliches Handeln ein grundlegendes Konzept von Ursache-Wirkungs-Beziehungen. Denn sowohl materielle Objekte betreffenden als auch auf andere Akteure bezogenes Handeln erfordert ein zumindest implizites Vertrauen darauf, dass von Handlungen Wirkungen auf die Umwelt ausgehen. Vertrauen in das Kausalitätsprinzip ist somit eine notwendige Bedingung für die Möglichkeit eines auch nur minimal bewussten

und reflektierten menschlichen Handelns »implicit in our practical life before it becomes explicit in our reflection.« (MACIVER 1942, S. 34). Jedes wissenschaftliches Verständnis von Kausalität leitet sich letztendlich aus einem handlungspraktischen Konzept her.

Weil das Netz von Ursache und Wirkung alle Lebensbereiche durchdringt, steht auch der Alltagssprache eine umfangreiche Klasse von Wörtern zur Verfügung (»beeinflussen«, »bewirken«, »nach sich ziehen«, »führen zu« u.v.a.m.), um kausale Vorgänge zu kennzeichnen. Daneben weisen viele Verben zumindest implizit auf Ursache-Wirkungsbeziehungen hin: »Whenever we use an active verb we postulate a cause, and whenever we use a passive one, we postulate an effect.« (MacIver 1942, S.6).

Ein Verzicht auf die Verwendung des Kausalitätskonzepts in sozialwissenschaftlichen Kontexten hätte demgegenüber zur Folge, dass zahlreiche statistische Zusammenhänge nur noch empirisch beschrieben, aber nicht mehr erklärt oder theoretisch interpretiert werden könnten. Die Funktion empirischer Sozialforschung würde in diesem Fall auf die (ggfs. technisch sehr elaborierte) Sammlung und statistische Aggregation von Daten beschränkt, auf eine beschreibende Forschung, die sich auf Aussagen beschränkt in der Art, dass bspw. zeitlich kurz nach der Einführung einer bestimmten Maßnahme in einer Einrichtung der stationären Altenhilfe bestimmte Veränderungen aufgetreten sind, und die kausale Interpretation dieses Sachverhaltes dem vorwissenschaftlichen Alltagsverstand überlassen. Besonders schwer würde dies solche Bereiche treffen, in denen Forschungsergebnisse handlungsrelevant werden für sozialpolitische Interventionen, die ja grundsätzlich auf der Annahme beruhen, dass soziales Handeln kausal beeinflussbar ist.

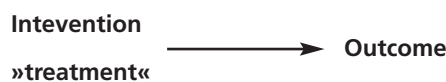
3. Grundprobleme der Kausalanalyse sozialen Handelns

Evidenzbasiertes komplexes Handeln ist also ohne kausale Analysen nicht vorstellbar. Das bedeutet aber trotzdem nicht, dass ein Kausalitätsbegriff, wie er in den experimentellen Naturwissenschaften angebracht ist, unproblematisch in sozialwissenschaftlichen Kontexten einsetzbar ist. In Gegen-

standsbereichen, in denen die untersuchten Ursache- und Wirkungsphänomene soziale Handlungen sind, müssen kausale Analysen und Argumentationen bestimmte spezifische Probleme und hieraus resultierende Erkenntnisgrenzen in Rechnung stellen.

Diese Probleme und Erkenntnisgrenzen finden oft nicht genügend Berücksichtigung in den klassischen Modellen und Konzepten kausaler Modellierung, die in der quantitativen Sozialforschung mit einem hohen Stand technischer Ausarbeitung entwickelt wurden (vgl. bspw. Lazarsfeld 1955; Simon 1954, 1957, 1968; Heise 1975; Blalock 1961, 1964, 1985; Hellevik 1988; Engel, Strohe 1997; Pearl 1998, 1999).

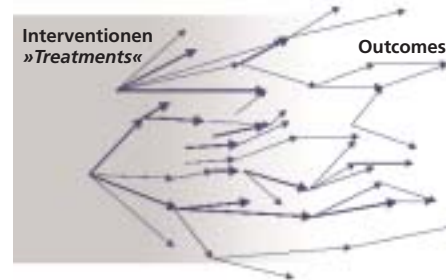
Ich möchte dies anhand der sozialwissenschaftlichen Evaluations- und Wirkungsforschung erläutern. Das klassische Kausalmodell der quantitativ orientierten Evaluationsforschung nimmt, vereinfacht gesprochen, die folgende Form an: Zur Überprüfung der Hypothese, dass eine Intervention einen bestimmten *outcome* erzeugt, müssen die Intervention als unabhängige Variable und der *outcome* als abhängige Variable operationalisiert werden. Eine kausale Wirkung wird dann angenommen, wenn die Veränderung der unabhängigen Variablen (die idealerweise durch ein experimentelles Design erfolgt, in dem eine randomisierte Zuordnung der Untersuchungseinheiten zu den Ausprägungen der unabhängigen Variablen erfolgt) auch eine messbare Änderung der abhängigen Variablen nach sich zieht (Grafik 1).



Grafik 1: »Intervention und Outcome«

Sozialpolitische Interventionen (etwa: die Einführung eines Programms zur Verbesserung des Informationstransfers zwischen ambulanten und stationären Diensten oder auch die Einführung von Dokumentationspflichten in der stationären Altenpflege) involvieren komplexes soziales Handeln und erfordern lange instrumentelle Ketten, die zahlreiche Einzelhandlungen einer großen Anzahl individueller Akteure miteinander vernetzen, die jeweils unterschiedlichen Statusgruppen angehören und einen unterschiedlichen kulturellen Hintergrund haben können. Diese verschiedenen Einzel-

handlungen generieren große Mengen verschiedener Handlungsergebnisse, die erst zusammengenommen, im Aggregat, darstellbar etwa durch statistische Mittelwertbildung, als Gesamt-*outcome* betrachtet werden können (siehe Grafik 2).



Grafik 2: Komplexe sozialpolitische Intervention mit zahlreichen Akteuren

Das grundlegende Problem besteht nun darin, dass der größte Teil des Netzwerks von Handlungsketten, die sich durch die Interventionsmaßnahme herausbilden, nicht vollständig durch jene Akteure kontrolliert werden kann, die die Intervention planen und anordnen. Durch eine Interventionsmaßnahme lassen sich nur die *Handlungsbedingungen* der Akteure vor Ort direkt beeinflussen, nicht deren Handlungen selber. Eine Intervention kann Anreize schaffen (etwa: ökonomische Anreize, die Angehörige zur häuslichen Pflege motivieren sollten), sie kann Gelegenheitsstrukturen institutionalisieren (etwa: Angebote für Pflegekräfte zur Weiterqualifikation oder Angebote für pflegende Angehörige und Betroffene wie Selbsthilfegruppen, »Alzheimertelefone« usw.) oder sie kann administrative Sanktionsdrohungen verhängen (etwa: die im Pflegequalitätssicherungsgesetz geforderten Maßnahmen zur Pflegedokumentation).

Hierdurch werden Akteure aber nicht mechanisch gezwungen, sondern nur motiviert, im Sinne des gewünschten *outcome* zu handeln, weil dies bestimmten eigenen Handlungszielen dient (bspw.: in den Genuss ökonomischer Vorteile zu gelangen, Qualifikationszertifikate zu erwerben, oder administrative Sanktionen zu vermeiden), die ihnen von denjenigen, die die Intervention planen, mehr oder weniger sinnvoll und realistisch unterstellt werden können. Es ist allerdings durchaus möglich, dass Akteure, die die Interventionen umsetzen sollen, andere und konkurrierende Handlungsziele verfolgen, denn sie sind in der Regel in lokale kulturelle und institutionelle *settings* eingebunden, in denen be-

stimmte Handlungsziele und die zu ihrer Erreichung notwendigen Mittel und Wege bekannt sind. In vielen Fällen kennen aber weder diejenigen, die die Intervention planen, noch diejenige, die sie evaluieren, solche lokalen Organisations- oder Professionskulturen. Zudem können kreative Akteure Strategien entwickeln, um die Handlungsbedingungen, die durch die Intervention vorgegeben werden, in einem Sinn zu beeinflussen, der den Intentionen der sozialpolitisch Interventionszweck zuwiderläuft. Administrative Sanktionen können umgangen werden, Anreize können konsumiert werden, ohne dass entsprechende Gegenleistungen erbracht werden, Angebote können ignoriert werden, dadurch können Mitnahmeeffekte entstehen u.v.a.m. Sozialpolitische Interventionen können somit zahlreiche unbeabsichtigte Effekte nach sich ziehen, weil die an der Intervention Beteiligten und von ihr Betroffenen entscheidungs- und handlungsfähige Subjekte sind, die zudem in lokale kulturelle und institutionelle Kontexte eingebunden sind, die sie mit Handlungszielen und Handlungswissen ausstatten, die Planern und Evaluatoren oftmals nicht bekannt sind.

Ein bekanntes Beispiel aus der Geschichte der sozialwissenschaftlichen Interventionsforschung, das bis heute Gegenstand heftiger wissenschaftlicher, politischer und juristischer Auseinandersetzungen ist, zeigt sehr gut, wie die Intentionen von Forschern und politischen Akteuren durch Betroffene konterkariert werden können (vgl. Hage, Meeker 1988, S. 29 f.). Angeregt durch empirische Evidenz, wonach die schlechte Performanz schwarzer Schüler eine Folge ihrer Beschulung in sozial und rassistisch homogenen Schulen war, versuchten US-amerikanische Schulreformer in den 1960er Jahren eine rassistische Desegregation durchzusetzen. Die Erfolge der drastischen sozialtechnologischen Maßnahmen (etwa »busing«, bei dem Schulkinder manchmal länger als eine Stunde von der elterlichen Wohnung zu ihrer neuen Schule transportiert wurden) blieben aber äußerst beschränkt. Weil viele weiße Mittelschichteltern mit Schulflucht reagierten, erreichten die sozialpolitischen Maßnahmen in manchen Städten sogar das Gegenteil des angestrebten *outcomes*, indem ethnische und soziale Ungleichheiten verstärkt und nicht reduziert wurden.

4. Die Funktion quantitativer und qualitativer Methoden bei der Exploration und Beschreibung der Evidenzbasis komplexen Handelns

Dass die Bedingungen und Ursachen sozialen Handelns durch die Betroffenen bis zu einem gewissen Grad beeinflussbar sind, ist ein Spezifikum sozialwissenschaftlicher Kausalität, dem bei der Planung und Gestaltung empirischer Untersuchungsdesigns Rechnung getragen werden muss. Wenn Wirkungen von Interventionsmaßnahmen mit den Mitteln empirischer Sozialforschung beschrieben werden sollen, muss deshalb *erstens* die Möglichkeit bestehen, dass bislang unbekanntes und nicht antizipierte Wirkungen der betreffenden Interventionen identifiziert und beschrieben werden können. *Zweitens* muss es möglich sein, dass die gesamte Spannweite der *outcomes*, das heißt der Handlungen und Handlungsergebnisse, die sich aus der Intervention ergeben, erfasst wird.

Qualitative und quantitative Methoden empirischer Sozialforschung sind unterschiedlich gut geeignet, diese beiden Forderungen zu erfüllen. Ein wesentliches Ziel quantitativer Verfahren besteht darin, durch die Auswahl der Untersuchungseinheiten zu einem möglichst »repräsentativen« Bild des Untersuchungsbereichs zu gelangen, das heißt: die Verteilung der für die Untersuchungsfrage relevanten Merkmale bei den untersuchten Fällen soll deren Verteilung im gesamten Untersuchungsgebiet entsprechen, was sich am besten durch die Ziehung einer hinreichend großen, nach dem Zufallsprinzip gezogenen Stichprobe erreichen lässt. Quantitative Methoden zeigen ihre Stärken also vor allem bei dem zweiten der beiden oben genannten Postulate, indem sie ein hinreichend genaues Bild von der Verteilung der erwarteten *outcomes*, gegeben bestimmte Interventionen erlauben. Der Nachteil dieses Vorgehens besteht darin, dass es die hierzu notwendige Standardisierung der Datenerhebung durch Fragebögen o.ä. erfordert, dass bereits zu Beginn die zu untersuchenden Merkmale bekannt sind. Quantitative Methoden verlangen die präzise Definition der erwarteten *outcomes* vor der empirischen Datenerhebung und sind deshalb kaum geeignet, neue, im Untersuchungsfeld emergierende Phänomene zu erfassen.

Die Stärke qualitativer Methoden besteht demgegenüber darin, dass mit ihrer Hilfe solche Phänomene entdeckt und beschrieben werden können, die im Vorwissen des Untersuchers und damit in seinen Variablen und Messinstrumenten nicht repräsentiert sind. Methoden der offenen teilnehmenden Beobachtung und des wenig strukturierten Interviews ermöglichen es, nicht antizipierte Handlungsstrategien der Akteure zu identifizieren und zu beschreiben. Qualitative Methoden zeigen ihre Stärken also besonders bei dem ersten der beiden Postulate, der Erfassung unerwarteter *outcomes*. Die hierzu notwendige intensive und aufwendige Form der Datenerhebung und –auswertung hat allerdings zur Folge, dass in der Regel nur eine sehr kleine Anzahl von Fällen untersucht werden kann. Insbesondere in heterogenen Untersuchungsfeldern bringt dies die Gefahr mit sich, dass man sich auf untypische und extreme Fälle konzentriert bzw. dass wichtige Merkmalsausprägungen gar nicht in den Blick geraten.

Diese Stärken und Schwächen der unterschiedlichen Methodentraditionen lassen sich allerdings ausgleichen, wenn qualitative und quantitative Methoden in einem gemeinsamen Forschungsdesign miteinander kombiniert werden. Ich möchte im Folgenden verschiedene Möglichkeiten einer solchen Methodenkombination bzw. »Triangulation« darstellen und zeigen, für welche methodischen und forschungspraktischen Probleme solche »Mixed Methods Designs« eine Lösung bieten:

1. Die Kombination qualitativer und quantitativer Methoden zur Definition und Operationalisierung des *outcome*.
2. Methodenkombination zur Identifikation von methodischen Problemen der standardisierten Befragung
3. Methodenkombination zur Aufdeckung und Beschreibung nicht antizipierter *outcomes*.

4.1 Methodenkombination zur Definition und Operationalisierung des *outcomes*

Interventionsstudien beginnen oft, bevor hinreichend geklärt ist, welches sinnvolle Indikatoren für den Erfolg einer Intervention sein können. Ein dann routinemäßig geübter Rückgriff auf vorhandene und vermeintlich bewährte Messinstru-

mente kann erhebliche Probleme mit sich bringen, wenn die hiermit gemessenen Variablen zu unspezifisch sind, um den Erfolg der Maßnahme zu erfassen. Damit wird nahezu zwangsläufig die Nullhypothese (also die Annahme, dass die Intervention keinen Effekt hat) gegenüber der Hypothese einen positiven Interventionseffekts bevorzugt. So wird etwa ein Modellprojekt zur Einführung eines hausärztlichen Betreuungssystems in der stationären Altenpflege als nur mäßig erfolgreich evaluiert werden, wenn der *outcome* in Form einer globalen standardisierten Messung der Lebenszufriedenheit der Heimbewohner gemessen wird. In einem solchen Fall würde auch die Erfassung globaler Gesundheitsindizes wenig hilfreich sein, da eine bessere hausärztliche Betreuung die Lebensqualität und sogar die Lebensdauer der Bewohner verbessern kann, ohne etwas an der Tatsache der Multimorbidität der Population im statistischen Aggregat zu ändern. Von einer durch verbesserte medizinische Versorgung bewirkten Erhöhung der Lebenserwartung können natürlich im besonderen Maß multimorbide Bewohner betroffen sein, so dass sich deren Anteil an der Heimpopulation erhöht. Verbesserte ärztliche Betreuung kann schließlich sogar durch die damit verbundene intensivere Diagnostik zu einer Verschlechterung des Bildes der gesundheitlichen Situation im statistischen Aggregat führen. Anstatt auf vorhandene sozialwissenschaftliche und psychologische Messinstrumente zurückzugreifen, müsste hier in einem ersten Schritt in offenen, qualitativen Interviews mit verschiedenen Gruppen von Beteiligten – Ärzten, Mitgliedern von Heimleitungen, Bewohnern und deren Angehörigen, Mitgliedern des Personals usw. – geklärt werden, was als *outcome* bzw. Erfolg der Intervention aus Sicht von Betroffenen gelten kann.

Ein solches Untersuchungsdesign, bei dem eine qualitative Studie zur Entwicklung von Hypothesen und Messinstrumenten dient, die danach in einer quantitativen, repräsentativen Untersuchung eingesetzt werden, ist schon in den 1950er Jahren in der Methodenliteratur beschrieben worden (Barton, Lazarsfeld 1955/1984). Leider wird dieses Konzept in quantitativ orientierten Methodenlehrbüchern oft so vermittelt, dass die qualitative Phase des Forschungsdesigns darin bestünde, dass sich der Forscher vor der eigentlichen empirischen Untersuchung ein wenig »im

Feld umsieht« und Daten in eher »*impressionistischer*« Weise sammelt (vgl. Friedrichs 1973/1980, S. 52). Ein systematischer Einsatz qualitativer Methoden zur Entwicklung empirisch begründeter Konzepte, Kategorien und Messinstrumente erfordert dahingegen eine aufwendige Fallauswahl, Datenerhebung und Datenanalyse. Der qualitative Teil eines solchen kombiniert qualitativ-quantitativen Forschungsdesigns muss deshalb oft umfangreicher und aufwendiger im Hinblick auf personelle und zeitliche Ressourcen gestaltet sein als die anschließende Erhebung und Auswertung der quantitativen Daten.

Zudem kann ein solches Design oft eine zusätzliche quantitative Voruntersuchung erfordern. Das Risiko, dass sich die qualitative Analyse dabei auf untypische oder auch extreme Fälle beschränkt und wichtige Akteursgruppen übersehen werden, kann dann dadurch verringert werden, dass man sich vor der qualitativen Untersuchung einen Überblick über die quantitative Verteilung bestimmter relevanter Merkmale im Untersuchungsfeld verschafft und die systematische Fallauswahl auf dieser Grundlage vornimmt.

4.2 Methodenkombination zur Identifikation von Messproblemen

Auch dann, wenn bereits zu Beginn der Untersuchung feststeht, welche Variablen als Indikatoren für den Erfolg der Intervention Verwendung finden, wenn also nach einem klassischen hypothetiko-deduktiven Design Daten mit Hilfe von standardisierten Instrumenten erhoben werden können, kann ein zusätzlicher Einsatz qualitativer Verfahren notwendig sein. Hiermit lassen sich nämlich oftmals Methodenartefakte aufdecken, die sich aus der Tatsache ergeben, dass die beteiligten Akteure ihr Handlungswissen aus lokalen kulturellen Kontexten beziehen und zudem eigene Interessen und Handlungsziele verfolgen, die mit dem Ziel der Befragung konfliktieren können. Wie in jeder anderen sozialen Interaktion kann es nämlich bei einer sozialwissenschaftlichen Befragung einerseits zu Missverständnissen und Koordinationsproblemen kommen – andererseits können die Interaktionspartner hier wie in anderen Alltagsinteraktionen einander über ihre Absichten im unklaren halten, bestimmte

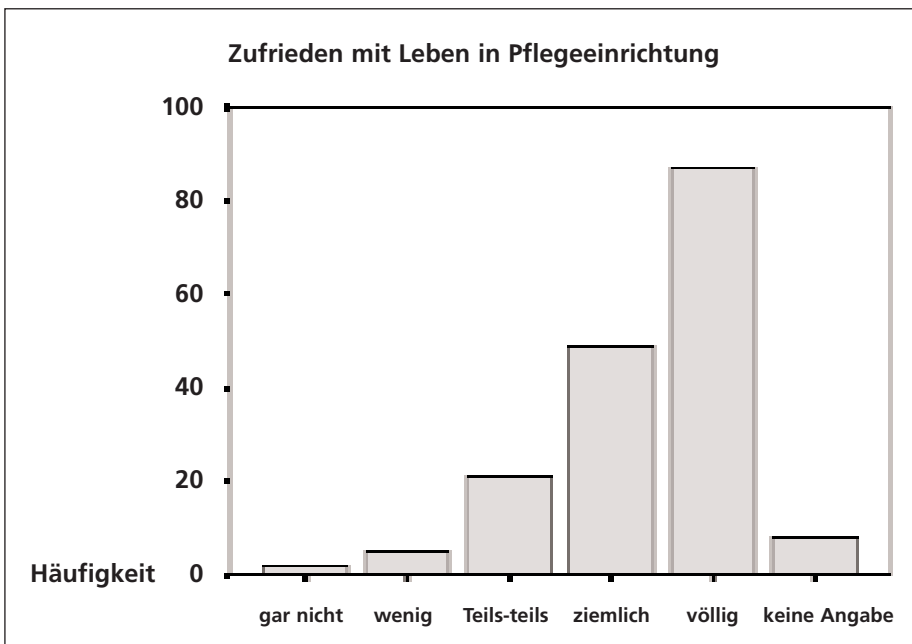
Sachverhalte verschleiern oder verschweigen, Informationen zurückhalten, falsche Informationen erfinden usw.

Oft gelingt es erst durch den Einsatz von qualitativen Methoden, diese Aspekte sozialwissenschaftlicher Datenerhebung in den Blick zu nehmen und die Qualität der hierbei entstehenden Daten richtig einzuschätzen. Dies lässt sich gut demonstrieren anhand einer Studie, bei der qualitative und quantitative Methoden kombiniert wurden, um die Qualität von Pflegedienstleistungen aus Sicht der Bewohner stationärer Pflegeeinrichtungen zu untersuchen (Kelle, Niggemann 2002).

Hierzu wurden mit Bewohnern vollstationärer Pflegeeinrichtungen mit unterschiedlicher Bettenzahl und Trägerschaft in ganz Deutschland qualitative Leitfadenterviews sowie eine Befragung mit einem standardisierten Fragebogen durchgeführt. 60 der 244 standardisierten *face-to-face* Interviews wurden auf Tonträger aufgezeichnet und transkribiert, so dass Interaktionsprotokolle der quantitativen Interviews zur Verfügung standen, die mit Hilfe qualitativer Verfahren analysiert wurden. Die Zufriedenheit der Befragten mit der Pflege im vollstationären Bereich betreffend, zeigte die standardisierte Befragung ein stark positives Bild. Mehr als 2/3 der Befragten gaben bspw. an, dass sie immer oder meistens mit der pflegerischen Versorgung zufrieden sind (Grafik 3).

Zieht man aber nun das qualitative Datenmaterial hinzu, so ergibt sich ein veränderter Eindruck. »... *ich kann nicht immer jemanden rufen zum Waschen, da mach ich halt so gut wie's geht...* « sagt eine 85jährige Bewohnerin, die zuvor angegeben hatte, dass sie »*völlig zufrieden mit dem Leben in der Pflegeeinrichtung*« sei, und auf eine andere Frage hin »... *die haben halt immer wenig Zeit ...* « Trotz solcher kritischer Äußerungen, die relativ häufig im qualitativen Datenmaterial gefunden werden konnten, beantworteten die Befragten in den standardisierten Interviews Fragen nach ihrer Zufriedenheit mit Dienstleistungen der Einrichtung in der Mehrzahl positiv oder sogar sehr positiv.

Die qualitativen Daten ergaben nun deutliche Hinweise darauf, dass bei diesem Antwortverhalten die persönliche Abhängigkeit zwischen Bewohnern und Pflegen-



Grafik 3: Ergebnisse der quantitativen Befragung mit n = 244 Heimbewohnern

den eine zentrale Rolle spielt. Die Befragten vermieden es offensichtlich, die Schwestern direkt zu kritisieren. So sagte eine 90jährige Bewohnerin, die der Aussage, dass »die Pflege tadellos und die Schwestern immer freundlich« sind, »völlig« zustimmte: »... Am Anfang war es besser, aber jetzt herrscht Personalmangel, aber ich möchte nicht, dass Sie das aufschreiben«. Und eine andere Bewohnerin im Alter von 91 Jahren fügte hinzu: »Die Frage ist riskant, darüber spricht man nicht gern. Die Leute werden doch bestraft, die hier die Wahrheit sagen«. Beide Interviewpartner wollten ganz offensichtlich verhindern, dass ihre tatsächliche Einstellung durch die Interviewerin protokolliert wird; in einem Fall wurde an diesem Punkt sogar das Interview abgebrochen. Diese auch in zahlreichen anderen Interviews dokumentierte Furcht vor Sanktionen bei offener Äußerung von Kritik zeigt zum einen das geringe Vertrauen in die Anonymitätszusicherungen des Interviewers und zum anderen das starke Abhängigkeitsgefühl bzw. die Vulnerabilität der Befragten.

Der Einbezug qualitativer Daten ermöglicht also die Aufdeckung von Validitätsbedrohungen und Messproblemen, die eine standardisierte Befragung mit sich bringen. Auf diese Weise kann ein realistischeres Bild des Informationsgehalts und der Validität des quantitativen Datenmaterials gewonnen werden, als man es durch bei einer Beschränkung auf standardisiertes Material erhalten würde.

4.3 Methodenkombination zur Aufdeckung und Beschreibung unbekannter Nebeneffekte von Interventionsmaßnahmen

Die wichtigste Funktion qualitativer Methoden im Rahmen von Evaluationsdesigns besteht jedoch darin, jene Effekte und »Nebenwirkungen« einer Intervention empirisch zu identifizieren, über die man zu Beginn der Untersuchung keine Hypothesen verfügt. Eine Verwendung von kombinierten quantitativ-qualitativen Designs ist vor allem deshalb unerlässlich, weil diese unbeabsichtigten Nebenwirkungen die tatsächlichen Effekte der Intervention verdecken und sogar in ihr Gegenteil verkehren können. So kann etwa eine quasi-experimentelle Studie, die die Wirksamkeit einer neuen Methode der aktivierenden Pflege in einer vollstationären Einrichtung dadurch nachweisen soll, dass diese Methoden in einer oder mehreren Abteilungen oder Stationen eingeführt wird, während andere Stationen ihr traditionelles Pflegekonzept beibehalten, schon allein deshalb verzerrte Ergebnisse liefern, weil die Interventionsmaßnahme eine Konkurrenzsituation erzeugt, die die Angehörigen der Kontrollgruppe zu einer kompensatorischen Rivalität anregt. Auch es ist möglich, dass Wissen über bestimmte Merkmale der Interventionsmaßnahme diffundiert, indem es bspw. über bestehende kollegiale Netzwerke weiter gegeben wird und Elemente der Interventionsmaßnahme auch an anderer Stelle Anwendung finden. Die

eigenen Handlungsziele und Interessen jener Akteure, die die Intervention direkt umsetzen, ihr Eingebundensein in lokale Organisationskulturen, kollegiale Netzwerke usw. kann zu Effekten führen, mit denen weder die Planer einer Intervention noch die Evaluatoren rechnen können. Eine genaue Kenntnis der Situation vor Ort, wie sie Evaluatoren nur durch qualitative Methoden empirischer Sozialforschung erwerben kann, ist eine zentrale Bedingung dafür, dass solche Prozesse in den Blick genommen und adäquat beschrieben werden können.

Schlussfolgerung

Die Untersuchung und die Beschreibung der Effekte komplexen sozialen Handelns muss stets in Rechnung stellen, dass soziale Akteure sich in lokalen kulturellen Kontexten bewegen, dort nach Regeln handeln und auf Wissensvorräte zurückgreifen, die dem Forscher nicht von Anfang an bekannt sind und dass sie unterschiedliche, oft nicht antizipierbare Handlungsziele verfolgen. Bei solchen empirischen Untersuchungen muss man zudem damit rechnen, dass soziale Akteure auf Interventionsmaßnahmen in nicht vorhersagbarer Weise reagieren und dabei in durchaus kreativer Weise jene Handlungsbedingungen selber verändern, die durch die Intervention sozialplanerisch geschaffen wurden.

Evaluations- und Wirkungsstudien in Bereichen, in denen eine Intervention den gewünschten *outcome* durch komplexe instrumentelle Handlungsketten erzeugen soll, an denen zahlreiche Akteure beteiligt sind, dürfen deshalb nicht nur mit Hilfe klassischer, quantitativer Forschungsdesigns die Frage zu beantworten versuchen, ob die geplanten Interventionen die erwarteten Ziele und Effekte erreichen. Es muss stets auch die Frage gestellt werden, welche zusätzlichen und ggfs. unerwarteten Auswirkungen die Intervention hat. Zur Beantwortung dieser Frage ist die Anwendung qualitativer Methoden, von offenen Interviews, teilnehmender Beobachtung, Gruppendiskussionen usw. unverzichtbar. Die Anwendung solcher Verfahren liefert dann auch oft die Antwort auf die Frage, warum eine Intervention beabsichtigte Ziele nicht erreicht hat.

Zusätzlich können qualitative Methoden »dichte Beschreibungen« jener sozialen Phänomene liefern, die mit Hilfe der abhängigen Variablen untersucht werden sollen. Solchen dichten Beschreibungen können Messprobleme und Methodenartefakte aufdecken und die Qualität und Validität quantitativer Daten besser einzuschätzen helfen.

Probleme, die sich aus den Besonderheiten kausaler Prozesse in sozialwissenschaftlichen Untersuchungsfeldern für eine evidenzbasierte, an der Lösung von Handlungsproblemen interessierten Pflegewissenschaft ergeben, lassen sich mit qualitativen und mit quantitativen Forschungsmethoden unterschiedlich gut beschreiben und lösen. Die jeweiligen Stärken und Schwächen der beiden Methodentraditionen können dabei oft erst in einem kombinierten qualitativ-quantitativen Design ausgespielt werden. Die von anwendungsorientierten Wissenschaften ausgehende Notwendigkeit, pragmatische Konzepte der Methodenintegration zu finden, kann also auch für die oft im Elfenbeinturm verharrende Methodologie der Sozialforschung von großem Nutzen sein, weil hierdurch seit Jahren festgefahrene Frontstellungen zwischen Vertretern unterschiedlicher methodologischer Schulen und Lager (etwa zwischen der qualitativen und der quantitativen Methodentradition) in Frage gestellt werden.

Dr. Udo Kelle
Institut für Interdisziplinäre Gerontologie
Hochschule Vechta
Driverstr. 22
49377 Vechta
Tel.: xx 4441 15 488
xx 4441 15 323 (Sekretariat)
Fax: xx 4441 15 446
Email: udo.kelle@uni-vechta.de

Literatur

- Alexander, J.C.; Giesen, B. (1987): From Reduction to Linkage. The Long View of the Micro-Macro Link. In: Alexander, J.C.; Giesen, B.; Münch, R.; Smelser N.J. (Hg.): The Micro-Macro Link. Berkeley: University of California Press. S. 1-42.
- Barton, A.H.; Lazarsfeld, P.F. (1955/1984): Einige Funktionen von qualitativer Analyse in der Sozialforschung. In: Hopf, C.; Weingarten, E. (Hg.): Qualitative Sozialforschung. Stuttgart: Klett-Cotta, S. 41-89.
- Blalock, H.M. (1961): Correlation and Causality: The Multivariate Case. In: Social Forces, 39, S. 246-251.
- Blalock, H.M. (1964): Causal Inferences in Nonexperimental Research. Chapel Hill: University of North Carolina Press.
- Blalock, H.M. (1985): Causal Models in the Social Sciences. New York: Aldine
- Coleman, J.S. (1991): Grundlagen der Sozialtheorie. Bd. 1: Handlungen und Handlungssysteme. München: Oldenbourg.
- Collingwood, R.G. (1937/1938): On the So-called Idea of Causation. In: Proceedings of the Aristotelian Society, 38, S. 85-112.
- Collins, R. (1987): Interaction Ritual Chains, Power and Property: The Micro-Macro Connection as an Empirically Based Theoretical Problem. In: Alexander, J.C.; Giesen, B.; Münch, R.; Smelser N.J. (Hg.): The Micro-Macro Link. Berkeley: University of California Press. S. 193-206.
- Eisenstadt, S.N.; Helle, H.J. (Hg.) (1985): Macro-Sociological Theory. Perspectives on Sociological Theory. Volume 1. Beverly Hills: Sage.
- Engel, U.; Strohe, H.G. (Hg.) (1997): Hierarchische und dynamische Modellierung. Grundlagen und Anwendungen komplexer Strukturgleichungsmodelle. Hamburg: Kovac.
- Erzberger, C. (1998): Zahlen und Wörter. Die Verbindung quantitativer und qualitativer Daten und Methoden im Forschungsprozeß. Weinheim. DSV.
- Eyers, I. (2002): Der Einsatz von Textvignetten in der qualitativen, kulturvergleichenden Altersforschung. In: Motel-Klingebiel, A.; Kelle, U. (2002): Perspektiven der empirischen Alter(n)ssoziologie. Opladen: Leske + Budrich. S. 249-272.
- Friedrichs, J. (1973/1980): Methoden empirischer Sozialforschung. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Heise, D. (1975): Causal Analysis. New York: John Wiley and Sons.
- Hage, J.; Meeker, B.F. (1988): Social Causality. Boston: Unwin Hyman.
- Helle, H.J.; Eisenstadt, S.N. (Hg.) (1985): Micro-Sociological Theory. Perspectives on Sociological Theory. Volume 2. Beverly Hills: Sage.
- Hellevik, O. (1988): Introduction to Causal Analysis. Exploring Survey Data by Cross-tabulation. Oxford: Oxford University Press.
- Kelle, U. (1998): Empirisch begründete Theoriebildung. Logik und Methodologie interpretativer Sozialforschung. Weinheim: DSV.
- Kelle, U.; Niggemann, C. (2002): »Weil ich doch vor zwei Jahren schon einmal verhört worden bin...« Methodische Probleme bei der Befragung von Heimbewohnern. In: Motel-Klingebiel, A.; Kelle, U. (Hg.): Perspektiven der empirischen Alter(n)ssoziologie. Opladen: Leske + Budrich. S. 99 – 132.
- Laudan, L. (1977): Progress and its Problems. Towards a Theory of Scientific Growth. London and Henley: Routledge & Kegan Paul.
- Lazarsfeld, P.F. (1955): Interpretation of Statistical Relations as Research Operation. In: Lazarsfeld, P.F.; Rosenberg, M. (Hg.): The Language of Social Research. New York: John Wiley and Sons. S. 115-125.
- MacIver, R.M. (1942): Social Causation. Boston: Ginn & Company.
- Münch, R.; Smelser, N.J. (1987): Relating the Micro and Macro. In: Alexander, J.C.; Giesen, B.; Münch, R.; Smelser N.J. (Hg.): The Micro-Macro Link. Berkeley: University of California Press. S. 356-387.
- Opp, K.-D. (1992): Micro-Macro Transitions in Rational Choice Explanations. In: Analyse und Kritik, 14; S. 144-151.
- Pearl, J. (1998): Graphs, Causality and Structural Equation Models. In: Sociological Methods and Research; 27, S. 226-284.
- Simon, H.A. (1954): Spurious Correlation: A Causal Interpretation. In: Journal of the American Statistical Association, 49, S. 467-479.
- Simon, H.A. (1957): Models of Man. New York: John Wiley and Sons.
- Simon, H.A. (1968): Causation. In: Sills, D.L (Hg.): International Encyclopedia of the Social Sciences. New York: Macmillan.
- Weber, M (1976): Soziologische Grundbegriffe, 3. durchges. Aufl., Tübingen: J.C.B. Mohr